

YELENA
UND DIE
MAGIERIN DES SÜDENS

Maria V. Snyder



Alle Rechte, einschließlich das des vollständigen oder auszugsweisen Nachdrucks in jeglicher Form, sind vorbehalten.

Der Preis dieses Bandes versteht sich einschließlich der gesetzlichen Mehrwertsteuer.

Umwelthinweis:

Dieses Buch wurde auf chlor- und säurefreiem Papier gedruckt.

Maria V. Snyder wohnt mit ihrem Mann, ihren beiden Kindern und ihrem Hund in Pennsylvania. Nach ihrem Studium der Meteorologie an der Penn State University stellte sie fest, dass präzise Wettervorhersagen nicht zu ihren Fähigkeiten gehören. Schreiben dafür umso mehr, wie die vielen Artikel in verschiedenen Magazinen und Zeitschriften beweisen. „Yelena und die Magierin des Südens“ ist Maria V. Snyders erster Roman.

Maria V. Snyder

Yelena und die
Magierin des Südens
Roman

Aus dem Amerikanischen von
Rainer Nolden



MIRA® TASCHENBUCH

Band 65032

1. Auflage: März 2011

MIRA® TASCHENBÜCHER

erscheinen in der Cora Verlag GmbH & Co. KG,
Valentinskamp 24, 20350 Hamburg

Titel der nordamerikanischen Originalausgabe:

Poison Study

Copyright © 2005 by Maria V. Snyder

erschienen bei: LUNA Books, Toronto

Published by arrangement with

Harlequin Books S.A.

Konzeption/Reihengestaltung: fredebold&partner gmbh, Köln

Umschlaggestaltung: pecher und soiron, Köln

Redaktion: Daniela Peter

Titelabbildung: Harlequin Enterprises S.A., Schweiz /

Henry Steadman, London / Lott Representatives, New York

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindearbeiten: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

Dieses Buch wurde auf FSC-zertifiziertem Papier gedruckt.

ISBN 978-3-89941-824-8

www.mira-taschenbuch.de

Werden Sie Fan von MIRA Taschenbuch auf Facebook!

1. KAPITEL

Es war schwarz wie in einem Sarg. In dieser Dunkelheit, die mich umfängen hielt, gab es nichts, was mich von meinen quälenden Erinnerungen hätte ablenken können. Sobald ich meinen Gedanken freien Lauf ließ, überfielen mich die grässlichen Bilder wie wilde Tiere.

Aus der Finsternis tauchten gleißende Flammen auf und loderten vor meinem Gesicht. Im letzten Moment konnte ich ihnen ausweichen, obwohl ich mit den Händen an einen Pfosten gefesselt war, der sich mir schmerzhaft in den Rücken bohrte. Die Hitze ließ nach, ehe sie meine Haut verbrannte. Dennoch war das Feuer nahe genug gekommen, um meine Augenbrauen und Wimpern zu versengen.

„Lösch die Flammen“, hatte ein Mann mit barscher Stimme befohlen. Ich spitzte die aufgesprungenen Lippen und blies auf das Feuer. Hitze und Angst hatten meinen Mund ausgetrocknet, und meine Zähne fühlten sich so heiß an, als hätten sie in einem Backofen gelegen.

„Närrin“, fluchte er. „Nicht mit dem Mund. Benutze deinen Geist. Lösch die Flammen mit Hilfe deiner Vorstellungskraft.“

Mit geschlossenen Augen versuchte ich, dem Inferno durch pure Willenskraft ein Ende zu setzen. Ich hätte alles Mögliche getan, gleichgültig, wie abwegig es sein mochte, nur damit der Mann endlich von mir abließ.

„Streng dich an.“ Wieder wurde es ganz heiß an meinem Gesicht, und das gleißende Rot blendete mich, obwohl ich die Augen fest zukniff.

„Steck ihr das Haar in Brand“, befahl eine andere Stimme. Sie klang jünger und eifriger als die des anderen Mannes. „Das

sollte sie gefügiger machen. Komm, Vater, lass es mich mal versuchen.“

Als ich die Stimme erkannte, begann ich, am ganzen Körper zu zittern. Verzweifelt zerrte ich an meinen Fesseln, unfähig, einen klaren Gedanken zu fassen. Ein Summen drang plötzlich aus meiner Kehle, das immer lauter wurde, bis es den ganzen Raum erfüllte und die Flammen erstickte.

Das metallische Quietschen eines Schlosses riss mich aus meinem Albtraum. Ein Streifen bleichen Lichts durchschnitt die Dunkelheit und tastete sich, breiter werdend, über die Steinwand, als die schwere Kerkertür aufschwang. Die Laterne blendete mich, und schmerzerfüllt kniff ich die Augen zusammen, während ich mich in eine Ecke kauerte.

„Beweg dich, Miststück, oder du wirst die Peitsche spüren.“ Zwei Gefängniswächter befestigten eine Kette an dem Metallring um meinen Hals und zerrten mich hoch. Ich spürte einen stechenden Schmerz im Nacken, als ich vorwärts stolperte. Zitternd blieb ich stehen, während die Wächter mir mit flinken Bewegungen die Hände auf dem Rücken fesselten und meine Füße aneinander ketteten.

Ich vermied es, in das flackernde Licht zu schauen, als sie mich durch den Hauptgang des Kerkers führten. Ein widerlicher Geruch schlug mir entgegen. Barfuß watete ich durch Pfützen von undefinierbarem Unrat.

Die Wächter kümmerten sich nicht um die Schreie und das Stöhnen der anderen Gefangenen. Stattdessen achteten sie darauf, wohin sie traten. Ihre Worte trafen mich wie Peitschenhiebe.

„Ho, ho, ho ... jemand wird bald hängen!“

„Knick. Knack. Und dann läuft dir deine letzte Mahlzeit an den Beinen herunter.“

„Eine Ratte weniger durchzufüttern.“

„Nimm mich! Nimm mich! Ich will auch sterben!“

Wir blieben stehen. Blinzelnd nahm ich eine Treppe wahr. Als ich die erste Stufe betreten wollte, stolperte ich über meine Ketten und stürzte. Sofort rissen die Wächter mich hoch. Die scharfen Kanten der Stufen schnitten mir ins Fleisch, und an den rauen Steinwänden schürfte ich mir Arme und Beine auf. Die Männer schubsten mich durch zwei schwere eiserne Türen und stießen mich zu Boden. Sonnenlicht stach mir in die Augen. Ich kniff sie fest zusammen, während mir Tränen über die Wangen liefen. Zum ersten Mal seit langer Zeit sah ich wieder Tageslicht.

Jetzt ist es soweit, dachte ich, während Panik in mir hochstieg. Doch die Vorstellung, dass die Hinrichtung meiner elenden Existenz im Kerker ein Ende bereiten würde, tröstete mich ein wenig.

Wieder riss man mich hoch, und blindlings folgte ich den Wächtern. Mein Körper juckte von Insektenstichen und vom schmutzigen Stroh, auf dem ich schlief. Ich stank erbärmlich. Das bisschen Wasser, das man mir zuteilte, verschwendete ich nicht für Körperpflege.

Sobald sich meine Augen an die Helligkeit gewöhnt hatten, schaute ich mich um. Nichts als kahle Wände. Nirgendwo waren die berühmten goldenen Leuchter und die feingewirkten Wandteppiche zu sehen, die, wie man mir erzählt hatte, die Hauptkorridore der Burg schmückten. Der kalte Steinfußboden glänzte zur Mitte hin vor Abnutzung. Offenbar liefen wir durch einen der Nebengänge, die nur von den Dienern und Wächtern benutzt wurden. Als wir an zwei geöffneten Fenstern vorbeikamen, schaute ich voller Sehnsucht hinaus.

Das frische Grün des Rasens tat meinen Augen fast weh. Die Bäume waren dicht belaubt. Blumen säumten die Pfade und wucherten üppig in Kübeln. Die frische Brise duftete wie ein teures Parfüm, und ich atmete tief ein. Nach den stechenden Gerüchen von Exkrementen und Körperausdünstungen schmeckte die klare Luft wie köstlicher Wein. Eine warme Brise umschmeichelte meine Haut. Verglichen mit dem ewig feuchten und kühlen Verlies war es ein wohltuend besänftigendes Gefühl.

Dies musste der Beginn der heißen Jahreszeit sein, und das bedeutete, dass ich fast ein ganzes Jahr in der Zelle eingeschlossen gewesen war. Eine sehr lange Zeit für jemanden, der auf seine Hinrichtung wartete.

Es war nicht leicht, mit Fußfesseln zu laufen, und ich war ganz außer Atem, als man mich in ein geräumiges Zimmer führte. Landkarten von Ixia und den angrenzenden Ländern hingen an den Wänden. Bücherstapel auf dem Fußboden machten es fast unmöglich, den Raum zu durchqueren. Überall standen Kerzen, einige frisch angezündet, andere fast heruntergebrannt. Manche Dokumente waren den Flammen offenbar zu nahe gekommen, denn sie wiesen braune Flecken auf. Ein großer Holztisch, übersät mit Papieren und umrahmt von einem halben Dutzend Stühlen, beherrschte die Mitte des Raums. Am anderen Ende des Arbeitszimmers, vor einem weit geöffneten Fenster, saß ein Mann an einem Schreibtisch. Sein schulterlanges Haar wehte im Wind.

Unwillkürlich fuhr mir ein Schauer über den Rücken, und meine Ketten klirrten. Durch die geflüsterten Unterhaltungen von Kerkerzelle zu Kerkerzelle hatte ich mitbekommen, dass verurteilte Gefangene einem Beamten vorgeführt wurden, um sich noch einmal zu ihren Vergehen zu bekennen.

nen, ehe sie gehängt wurden.

Der Mann trug die Uniform eines Ratgebers des Commanders: schwarze Hose und schwarzes Hemd, auf dessen Kragen zwei rote Diamanten gestickt waren. Das bleiche Gesicht des Mannes war ausdruckslos. Doch bei meinem Anblick riss er überrascht die saphirblauen Augen auf.

Jetzt erst wurde ich mir meines Aussehens bewusst. Ich schaute an meiner zerrissenen roten Gefängniskleidung hinunter, durch deren fadenscheinigen Stoff man die ungewaschene Haut sehen konnte. Mein Blick fiel auf meine schmutzigen, schwieligen Füße. Mein langes schwarzes Haar war verfilzt, und ich schwitzte unter dem Gewicht der Ketten.

„Eine Frau? Der nächste Todeskandidat ist eine Frau?“ Seine Stimme klang eisig. Bei dem Wort „Todeskandidat“ begann ich zu zittern und verlor die Fassung. Ohne die Wächter an meiner Seite wäre ich schluchzend zu Boden gesunken. Doch sie folterten jeden, der nur das geringste Anzeichen von Schwäche zeigte, also riss ich mich zusammen.

Der Mann zupfte an seinen schwarzen Haarlocken. „Ich hätte mir Zeit nehmen sollen, deine Akte noch einmal zu lesen.“ Mit einer Handbewegung bedeutete er den Wächtern, sich zu entfernen. „Ihr könnt gehen.“

Nachdem sie verschwunden waren, deutete er auf den Stuhl vor seinem Schreibtisch. Die Ketten klirrten, als ich auf der Kante Platz nahm.

Er öffnete einen Ordner, der auf seinem Tisch lag, und überflog die Seiten. „Yelena, heute könnte dein Glückstag sein“, sagte er.

Ich schluckte eine sarkastische Antwort hinunter. Eine wichtige Lektion hatte ich während meiner Gefangenschaft im Kerker gelernt: Man sollte nie Widerworte geben. Stattdes-

sen senkte ich den Kopf und vermied es, meinem Gegenüber in die Augen zu sehen.

Der Mann schwieg eine Weile. „Gut erzogen und respektvoll. Du siehst mir ganz nach einer geeigneten Kandidatin aus.“

Trotz des Durcheinanders im Raum herrschte Ordnung auf seinem Schreibtisch. Neben meiner Akte und einigen Schreibwerkzeugen standen nur noch zwei kleine schwarze, mit glänzenden Silberstreifen durchzogene Figuren auf der Schreibtischplatte – zwei naturgetreu geschnitzte Panther.

„Man hat dir den Prozess gemacht und dich für schuldig befunden, General Brazells einzigen Sohn Reyad ermordet zu haben.“ Er schwieg und rieb sich mit dem Finger über die Schläfe. „Deshalb also hält sich Brazell in dieser Woche hier auf und ist so interessiert an den Hinrichtungen, die für die nächsten Tage vorgesehen sind.“ Der Mann redete mehr zu sich selbst als mit mir.

Beim Klang von Brazells Namen legte sich die Angst wie ein Panzer um meine Brust. Ich tröstete mich mit dem Gedanken, dass ich schon bald unerreichbar für ihn sein würde.

Die Militärregierung hatte erst vor einer Generation die Herrschaft in Ixia übernommen, und die Justiz hatte strenge Regeln erlassen, die im Neuen Gesetzbuch niedergelegt waren. In Friedenszeiten – die, seltsam genug für eine Militärregierung, die meiste Zeit über herrschten – war es nicht erlaubt, einem anderen Menschen das Leben zu nehmen. Auf Mord stand Hinrichtung. Selbstverteidigung oder Totschlag wurden als Entschuldigung nicht anerkannt. Wenn jemand als schuldig verurteilt war, wurde der Mörder in die Verliese des Commanders gesteckt und musste dort auf seine öffentliche Hinrichtung – Tod durch den Strang – warten.

„Ich nehme an, du wirst das Urteil anfechten und behaupten, das Opfer einer Intrige geworden zu sein oder dass es Selbstverteidigung war.“ Gelangweilt lehnte er sich in seinen Stuhl zurück.

„Nein, Sir“, flüsterte ich. Mehr gaben meine ungeübten Stimmbänder nicht her. „Ich habe ihn ermordet.“

Der schwarzgekleidete Mann richtete sich auf und musterte mich mit einem durchdringenden Blick. Dann lachte er laut auf. „Das klappt ja besser, als ich dachte! Yelena, ich lasse dir die Wahl. Du kannst entscheiden, ob du hingerichtet oder die neue Vorkosterin von Commander Ambrose werden möchtest. Sein letzter Vorkoster ist kürzlich gestorben, und wir müssen die Position neu besetzen.“

Entgeistert starrte ich ihn an, während mir das Herz bis zum Hals schlug. Das musste ein Witz sein. Bestimmt machte er sich nur lustig über mich. Erst weideten sie sich an der Freude und der Hoffnung im Gesicht eines Gefangenen, und dann machten sie all seine Erwartungen zunichte, indem sie ihn dem Henker übergaben.

Trotzdem ging ich wohl oder übel auf das Spiel ein. „Nur ein Narr würde ein solches Angebot ausschlagen.“ Meine Stimme war zwar immer noch heiser, aber wenigstens ein wenig fester geworden.

„Nun, es ist eine Stellung auf Lebenszeit. Die Ausbildung kann tödlich sein. Denn woher willst du wissen, ob Gift in den Speisen des Commanders ist, wenn du nicht einmal weißt, wie es schmeckt?“ Er legte die Dokumente in den Aktenordner zurück.

„Du bekommst ein Schlafzimmer innerhalb der Burg, aber die meiste Zeit des Tages verbringst du ohnehin an der Seite des Commanders. Freie Tage gibt es nicht. Auch keinen Ehe-

mann und keine Kinder. Einige Gefangene haben sich allerdings für die Hinrichtung entschieden. Auf diese Weise konnten sie wenigstens den genauen Zeitpunkt ihres Todes und mussten nicht befürchten, ihm beim nächsten Bissen zu begegnen.“ Er schnalzte mit der Zunge und lächelte boshaft.

Offenbar meinte er es tatsächlich ernst. Ich bebte am ganzen Körper. Das war meine Chance zu überleben. Dem Commander zu dienen war allemal besser als der Kerker – und tausend Mal besser als der Strick. Dutzende von Fragen schossen mir durch den Kopf: Ich bin eine verurteilte Mörderin. Wie können sie mir vertrauen? Was sollte mich davon abhalten, den Commander zu töten oder zu fliehen?

Stattdessen erkundigte ich mich vorsichtig: „Wer ist denn im Moment der Vorkoster?“ Ich befürchtete nämlich, dass er seine Meinung ändern und mich zum Galgen schicken würde, hätte ich die Fragen gestellt, die mir wirklich auf dem Herzen lagen.

„Ich. Deshalb bin ich ja so sehr daran interessiert, einen Nachfolger zu finden. Außerdem schreibt das Neue Gesetzbuch vor, dass demjenigen, der sein Leben verwirkt hat, die Position angeboten werden muss.“

Ich konnte nicht länger ruhig auf meinem Stuhl sitzen. Meine Ketten klirrten, als ich aufsprang und begann, im Raum hin und her zu gehen. Auf den Karten an den Wänden waren strategisch wichtige Militärstützpunkte verzeichnet. Die Bücher handelten von Sicherheits- und Spionagetechniken. Die vielen Kerzen, von denen manche schon heruntergebrannt waren, deuteten darauf hin, dass hier bis spät in die Nacht gearbeitet wurde.

Ich betrachtete den Mann, der die Uniform eines Ratgebers trug. Er musste Valek sein, der persönliche Sicherheits-

berater des Commanders und Chef des weit verzweigten Geheimdienstnetzes von Ixia.

„Was also soll ich dem Henker denn sagen?“, wollte Valek wissen.

„Dass ich keine Närrin bin.“

2. KAPITEL

Valek schloss den Aktenordner. Elegant und geschmeidig wie ein Schneeleopard auf dünnem Eis schritt er zur Tür. Die Wächter, die im Korridor warteten, nahmen bei seinem Anblick Haltung an. Valek sagte etwas zu ihnen, und sie nickten. Einer der Wächter trat auf mich zu. Entsetzt sah ich ihn an. In den Kerker zurückzukehren war nicht Teil von Valeks Angebot gewesen. Blieb mir eine Fluchtmöglichkeit? Gehetzt schaute ich mich im Zimmer um. Der Wächter drehte mich um und befreite mich von den Fesseln und Ketten, die ich seit meiner Festnahme tragen musste.

An meinen blutunterlaufenen Handgelenken war das rohe Fleisch zu sehen. Ich berührte meinen Nacken und spürte Haut, wo zuvor Eisen gewesen war. An meinen Fingern klebte Blut. Ich griff taumelnd nach dem Stuhl. Befreit von den Ketten verspürte ich auf einmal ein ganz merkwürdiges Gefühl – so, als würde ich jeden Moment davon schweben oder in Ohnmacht fallen. Ich atmete tief ein, bis der Schwächeanfall nachließ.

Nachdem ich meine Fassung wieder gefunden hatte, sah ich Valek neben seinem Schreibtisch stehen und zwei Becher füllen. Die geöffneten Türen eines Holzschranks gaben den Blick frei auf merkwürdig geformte Flaschen und Becher in allen möglichen Farben. Valek stellte die Flasche zurück und verschloss den Schrank.

„Ich glaube, du kannst jetzt etwas zu trinken gebrauchen, während wir auf Margg warten.“ Er reichte mir einen hohen Zinnkrug mit einer bernsteinfarbenen Flüssigkeit darin. „Auf Yelena, unsere neue Vorkosterin. Mögest du länger leben als dein Vorgänger.“

Den Becher nahe an meinen Lippen, erstarrte ich.

„Sei unbesorgt“, beruhigte er mich. „Das ist bloß der übliche Trinkspruch.“

Ich nahm einen tiefen Schluck. Die süße Flüssigkeit brannte ein wenig in meiner Kehle. Einen Moment lang glaubte ich, dass mein Magen rebellieren würde. Es war das erste Mal seit langer Zeit, dass ich etwas anderes als Wasser getrunken hatte. Doch dann beruhigten sich meine aufgewühlten Nerven.

Ehe ich ihn fragen konnte, was mit dem ehemaligen Vorkoster geschehen war, verlangte Valek von mir, den Geschmack des Getränks zu beschreiben. Nachdem ich noch einen kleinen Schluck genommen hatte, sagte ich: „Pfirsich, gesüßt mit Honig.“

„Gut. Jetzt nimm noch einen Schluck. Lass das Getränk über deine Zunge rollen, ehe du es hinunterschluckst.“

Ich befolgte seinen Rat und war überrascht, einen Hauch von Zitrusfrüchten zu schmecken. „Orange?“

„Richtig. Und jetzt gurgle damit.“

„Gurgeln?“, fragte ich ungläubig. Er nickte. Ich kam mir ziemlich töricht vor, als ich mit dem Rest des Getränks gurgelte. Fast hätte ich es ausgespieen. „Verfaulte Orangen.“

Kleine Fältchen bildeten sich um Valeks Augen, als er lachte. Er hatte ein ausgeprägt eckiges Gesicht, wie aus einem Stück Eisen gestanzt, aber es wurde sanft, wenn er lächelte. Er reichte mir sein Getränk und bat mich, die Prozedur zu wiederholen.

Ein wenig beklommen nahm ich einen Schluck. Erneut schmeckte ich das schwache Aroma von Orangen. Ich wappnete mich für den ekelhaften Geschmack, als ich mit Valeks Getränk gurgelte, und war erleichtert, dass das Gurgeln nur die Orangenessenz verstärkte.

„Besser?“, fragte Valek und nahm mir den leeren Becher ab.

„Ja.“

Er setzte sich hinter seinen Schreibtisch und öffnete noch einmal meinen Aktenordner. Während er den Federkiel zur Hand nahm, redete er mit mir. „Das war gerade deine erste Lektion im Vorkosten. Dein Getränk war – im Gegensatz zu meinem – mit einem Gift versetzt, das Butterfly Dust heißt. Die einzige Möglichkeit, es zu entdecken, besteht darin, damit zu gurgeln. Die verfaulten Orangen, die du herausgeschmeckt hast, waren das Gift.“

Mir schwirrte der Kopf, als ich aufstand. „Ist es tödlich?“

„Eine entsprechend große Dosis wird dich innerhalb von zwei Tagen umbringen. Die Symptome zeigen sich erst am zweiten Tag, aber dann ist es bereits zu spät.“

Mir stockte der Atem. „Hatte ich denn tatsächlich eine tödliche Dosis?“

„Selbstverständlich. Wäre sie geringer gewesen, hättest du das Gift nicht herausgeschmeckt.“

Mein Magen rebellierte, und ich musste würgen. Doch ich schluckte die Galle, die mir in die Kehle gestiegen war, hinunter, denn ich wollte mir nicht die Blöße geben, mich auf Valeks Schreibtisch zu übergeben.

Valek schaute von seinen Papieren auf und betrachtete mich aufmerksam. „Ich habe dich gewarnt. Die Lektionen sind gefährlich. Aber ich hätte dir niemals ein Gift gegeben, mit dem dein Körper wegen deiner Unterernährung nicht fertig geworden wäre. Es gibt ein Gegenmittel für Butterfly Dust.“ Er zeigte mir ein kleines Fläschchen mit einer weißen Flüssigkeit.

Mit einem Seufzer sank ich auf meinen Stuhl zurück. Va-

leks Gesichtsausdruck war wieder undurchdringlich geworden. Jetzt erst wurde mir bewusst, dass er mir das Gegenmittel nicht angeboten hatte.

„Um deine Frage zu beantworten, die du nicht gestellt hast, aber hättest stellen sollen ...“ Valek hob das Fläschchen hoch und schüttelte es. „Auf diese Weise verhindern wir, dass die Vorkoster des Commanders fliehen.“

Ich starrte ihn an und versuchte, den Sinn seiner Worte zu begreifen.

„Yelena, du hast einen Mord gestanden. Wir müssten verrückt sein, wenn wir dich ohne gewisse Sicherheiten in die Dienste des Commanders nähmen. Er wird rund um die Uhr bewacht, sodass es ziemlich unwahrscheinlich ist, dass du eine Waffe gegen ihn richten könntest. Und um anderen Arten der Vergeltung vorzubeugen, benutzen wir Butterfly Dust.“ Valek nahm das Fläschchen mit dem Gegengift und hielt es gegen das Sonnenlicht. „Davon brauchst du täglich eine Dosis, um zu überleben. Das Gegenmittel verhindert, dass das Gift dich tötet. So lange du jeden Morgen in mein Arbeitszimmer kommst, werde ich dir das Gegengift geben. Verpasst du einen Tag, wirst du am übernächsten tot sein. Wenn du ein Verbrechen oder einen Verrat begehst, wirst du in den Kerker zurückgeschickt, und das Gift wird dich umbringen. An deiner Stelle würde ich versuchen, einem solchen Schicksal zu entgehen. Das Gift verursacht heftige Magenschmerzen und unkontrolliertes Erbrechen.“

Noch ehe ich mir der Bedeutung seiner Worte vollkommen bewusst wurde, wanderte sein Blick über meine Schultern. Als ich mich umdrehte, bemerkte ich eine kräftige Frau in der Uniform einer Haushälterin, die soeben zur Tür hereintrat. Valek stellte sie als Margg vor – die Frau, die sich um

meine täglichen Bedürfnisse kümmern würde. Offenbar erwartete sie von mir, dass ich ihr folgte, denn sie verschwand, ohne ein Wort zu sagen.

Ich betrachtete das Fläschchen auf Valeks Schreibtisch.

„Komm morgen in mein Büro. Margg wird dir den Weg zeigen.“

Damit war ich entlassen. An der Tür blieb ich noch einmal stehen. Tausend Fragen lagen mir auf der Zunge. Doch ich schluckte sie hinunter, und sie lagen mir wie Steine im Magen. Ich schloss die Tür und eilte hinter Margg her, die nicht auf mich gewartet hatte.

Sie legte ein rasches Tempo vor, und keuchend versuchte ich, mit ihr Schritt zu halten. Eigentlich wollte ich mir den Weg und die Windungen durch die verschiedenen Korridore einprägen, doch Marggs imposante Rückenansicht und ihr zügiges Tempo forderten meine ganze Konzentration. Ihr langer schwarzer Rock schien über dem Boden zu schweben. Die Uniform der Haushälterin bestand aus einer schwarzen Bluse und einer weißen Schürze, die vom Hals bis zu den Knöcheln reichte und fest um die Taille geschnürt war. Auf die Schürze waren zwei senkrechte Reihen von kleinen roten Edelsteinen gestickt, die am unteren Rand zusammenliefen. Als Margg schließlich bei den Baderäumen stehen blieb, musste ich mich auf den Boden setzen, um das Schwindelgefühl in meinem Kopf zu bekämpfen.

„Du stinkst“, stellte sie mit einem Ausdruck des Ekels in ihrem breiten Gesicht fest. Mit einer herrischen Geste, die darauf schließen ließ, dass sie keinen Widerspruch gewohnt war, deutete sie zum anderen Ende des Raumes. „Wasch dich zweimal und leg dich dann in die Wanne. Ich hole deine Uniform.“ Damit verließ sie das Zimmer.

Mit einem Mal überwältigte mich das Verlangen nach einem heißen Bad. Mit neuer Energie entledigte ich mich der Gefängnis Kleidung und betrat den Waschbereich. Ich drehte den Hahn auf und genoss den heißen Strahl, der wie ein Wasserfall auf mich hinabstürzte. Die Burg des Commanders verfügte über Heißwassertanks, die direkt oberhalb des Badebereichs eingebaut waren. Nicht einmal Brazells verschwenderisch eingerichtete Haus bot diesen Luxus.

Lange blieb ich so stehen und hoffte, das Wasser, das über mein Gesicht strömte, möge jeden Gedanken an das Gift wegspülen. Gehorsam wusch ich zwei Mal mein Haar und meinen Körper. Die Seife brannte auf meinem Hals, den Handgelenken und Fußknöcheln, aber ich achtete nicht darauf. Immer wieder rieb ich über die hartnäckigen Schmutzstellen auf meiner Haut. Erst als ich feststellte, dass es Prellungen oder Blutergüsse waren, hörte ich damit auf.

Ich hatte das Gefühl, dass der Körper unter der Kaskade nicht zu mir gehörte. Er hatte den Schmerz und die Demütigung der Kerkerhaft erfahren. Die Seele allerdings war ihm bereits zuvor schon in den zwei langen Jahren, die ich auf Brazells Anwesen verbracht hatte, ausgetrieben worden.

Unvermittelt tauchte das Bild von Brazells Sohn vor meinem inneren Auge auf. Reyads attraktives Gesicht war wutverzerrt. Ich trat einen Schritt zurück, und unwillkürlich hob ich die Hände, um ihn abzuwehren. Als die Vision verblasste, zitterte ich am ganzen Körper.

Es kostete mich viel Kraft, mich abzutrocknen und mir ein Handtuch umzubinden. Während ich einen Kamm suchte, bemühte ich mich, die hässlichen Erinnerungen zu verdrängen, die Reyads Gesicht in mir geweckt hatte.

Selbst nach der Wäsche widersetzten sich meine Haare

dem Kamm. Auf der Suche nach einer Schere entdeckte ich aus den Augenwinkeln eine andere Person im Baderaum. Ich betrachtete den Körper. Jemand erwiderte meinen starren Blick. Die grünen Augen waren das einzige Zeichen von Leben in dem hageren ovalen Gesicht.

Die Erkenntnis traf mich wie ein Blitz und erfüllte mich mit eisiger Angst. Das war *mein* Körper. Ich wandte den Blick vom Spiegel ab, denn ich wollte diese elende Gestalt nicht länger betrachten. Feigling, dachte ich, und schaute bewusst zurück. War meine Seele durch Reyads Tod von dem Ort, an den sie geflohen war, zurückgekehrt? In meiner Vorstellung versuchte ich, meinen Geist und meinen Körper zu vereinen. Warum glaubte ich, dass meine Seele zurückkehren würde, wenn mein Körper immer noch nicht mir gehörte? Er gehörte Commander Ambrose, und er benutzte ihn als Werkzeug, um Gifte aufzuspüren. Schauernd wandte ich mich ab.

Ich kämmte die verfilzten Knoten aus meinem Haar und flocht den Rest zu einem langen Zopf, der mir über den Rücken hing.

Vor kurzem war meine ganze Hoffnung ein sauberes Gefängniskleid vor der Hinrichtung gewesen, und jetzt tauchte ich in die berühmten heißen Bäder des Commanders ein.

„Das reicht!“, bellte Margg und riss mich aus einem leichten Schlummer. „Hier ist deine Uniform. Zieh dich an.“ Ihr hartes Gesicht drückte Missbilligung aus, und ich konnte ihre Abneigung gegen mich förmlich spüren.

Zur Uniform des Vorkosters gehörte Unterwäsche, eine schwarze Hose, ein breiter roter Satingürtel und eine rote Satinbluse mit einer Reihe von kleinen schwarzen, diamant-ähnlichen Steinen, die an die Ärmel gestickt waren. Die Kleidung war offensichtlich für einen Mann gemacht. Unterernährt

und nur knapp ein Meter sechzig groß, sah ich aus wie ein Kind, das in die Sachen seines Vaters geschlüpft war. Dreimal schlang ich den Gürtel um meine Taille und rollte Ärmel und Hosenbeine hoch.

Margg schnaubte verächtlich. „Valek hat mir zwar nur befohlen, dir etwas zu essen zu geben und dein Zimmer zu zeigen. Aber es ist wohl besser, wenn wir auch bei der Näherin vorbeischauen.“ An der offenen Tür hielt Margg inne, kräuselte die Lippen und setzte hinzu: „Stiefel brauchst du auch.“

Gehorsam wie ein heimatloses Hündchen folgte ich ihr.

Dilana, die Näherin, brach in fröhliches Gelächter aus, als sie meinen Aufzug sah. Blonde Locken umrahmten ihr herzförmiges Gesicht, dessen Schönheit durch die honigfarbenen Augen und langen Wimpern noch unterstrichen wurde.

„Die Stalljungen tragen die gleichen Hosen und die Küchenmädchen die gleichen roten Blusen“, erklärte Dilana, nachdem ihr Lachanfall verebbt war. Sie rügte Margg, weil sie sich nicht die Zeit genommen hatte, besser sitzende Kleidungsstücke für mich zu finden. Margg presste die Lippen noch fester zusammen.

Dilanas Aufmerksamkeit wärmte mein Herz und machte sie mir sehr sympathisch. Ich konnte mir diese Frau, die sich mehr wie eine Großmutter als wie ein junges Mädchen mit mir beschäftigte, sehr gut als meine Freundin vorstellen. Vermutlich hatte sie viele Bekannte und Verehrer, die sich zu ihr hingezogen fühlten wie Höhlenbewohner zu einer wärmenden Feuerstelle. Wie gerne hätte ich Dilana berührt.

Nachdem sie meine Maße aufgeschrieben hatte, wühlte sie in Stapeln von roten, schwarzen und weißen Kleidungsstücken, die im ganzen Raum verstreut lagen.

Jeder, der in Ixia arbeitete, hatte eine Uniform. Die Diener

in der Burg und die Wächter trugen eine Kombination aus schwarzen, weißen und roten Kleidungsstücken mit diamantförmigen Applikationen entweder an den Hemdsärmeln oder an den Seiten der Hosenbeine. Ratgeber und hochrangige Beamte waren in der Regel schwarz gekleidet. Kleine rote Diamanten an den Krägen wiesen auf ihre Stellung hin. Der Commander hatte die Uniformen eingeführt, nachdem er an die Macht gekommen war, damit jeder auf den ersten Blick sah, mit wem er es zu tun hatte.

Schwarz und rot waren die Farben von Commander Ambrose. Das Territorium von Ixia war in acht militärische Distrikte aufgeteilt, denen jeweils ein General vorstand. Die Uniformen der acht Bezirke entsprachen – abgesehen von der Farbe – jener des Commanders. Eine schwarz gekleidete Haushälterin mit kleinen roten Diamant-Applikationen auf der Schürze arbeitete folglich im Militärdistrikt 3 oder MD-3.

„Ich glaube, die hier passen besser.“ Dilana reichte mir einige Kleidungsstücke und deutete auf den Wandschirm am anderen Ende des Raumes.

Während ich mich umzog, hörte ich sie sagen: „Sie braucht auch Stiefel.“ In der neuen Uniform kam ich mir sogleich weniger lächerlich vor. Ich sammelte die alten Kleidungsstücke auf und gab sie ihr zurück.

„Die müssen Oscove gehört haben, dem ehemaligen Vorkoster“, sagte Dilana. Einen Moment lang wurde ihre Miene traurig. Dann schüttelte sie den Kopf, als wollte sie einen unwillkommenen Gedanken vertreiben.

Alle Gedanken an eine mögliche Freundschaft verschwanden im Handumdrehen, als mir klar wurde, dass die Position der Vorkosterin mit einem großen emotionalen Risiko verbunden war. Mein Magen krampfte sich zusammen, und die

Wärme von Dilanas Herzlichkeit wurde verdrängt von einem Gefühl kalter Verbitterung.

Unvermittelt musste ich an May und Carra denken, die immer noch in Brazells Haus lebten, und endlose Einsamkeit überkam mich. Unwillkürlich zuckten meine Finger, als wollten sie wie damals Carras wirre Zöpfe richten und Mays Rock glatt streichen.

Doch statt Carras seidenweiches blondes Haar hielt ich ein Bündel Kleider in der Hand. Dilana führte mich zu einem Stuhl, kniete sich auf den Boden und zog mir Socken und weiche, schwarze Lederstiefel an, deren umgestülpter Schaft bis zur Mitte meiner Waden reichte. Dann stopfte sie die Hosenbeine in die Stiefel und half mir beim Aufstehen.

Da ich schon seit Monaten keine Schuhe mehr getragen hatte, befürchtete ich, dass sie meine Haut aufscheuern würden. Aber die Stiefel fühlten sich an meinen Füßen wie Kissen an und passten wie angegossen. Ich warf Dilana ein Lächeln zu und vergaß May und Carra fürs Erste. Es waren wirklich die wunderbarsten Stiefel, die ich jemals getragen hatte.

Sie erwiderte mein Lächeln und sagte: „Auch ohne nachzumessen finde ich immer die richtige Größe.“

Margg räusperte sich vernehmlich. „Bei den Stiefeln vom armen Rand hast du dich aber vertan. Doch weil er sich in dich vergafft hat, humpelt er lieber in der Küche herum als etwas zu sagen.“

„Achte nicht auf sie“, sagte Dilana zu mir. „Margg, hast du nichts zu tun? Verschwinde, oder ich schleiche mich in dein Zimmer und kürze dir alle deine Röcke.“ Ausgelassen scheuchte Dilana uns aus dem Raum.

Margg führte mich zum Speisesaal der Diener und tischte mir eine kleine Portion Suppe und Brot auf. Die Suppe schmeckte

vorzüglich. Nachdem ich das Essen hinuntergeschlungen hatte, bat ich um mehr.

„Nein. Wenn du zuviel isst, wird dir schlecht“, sagte sie nur. Zögernd folgte ich Margg und ließ meine Schüssel auf dem Tisch zurück.

„Sei bei Sonnenaufgang bereit zur Arbeit.“

Damit drehte sie mir den Rücken zu und verschwand.

In meinem kleinen Raum stand ein schmales Bett mit einer fleckenübersäten Matratze auf einem schlichten Metallrahmen, ein einfacher hölzerner Schreibtisch mit einem Stuhl, ein Nachttopf, ein Schrank, ein Leuchter, ein winziger Ofen und ein Fenster, dessen Läden fest geschlossen waren. Die grauen Wände waren schmucklos. Die Matratze gab kaum nach, als ich sie ausprobierte. Im Vergleich zu meinem Verlies war es zwar eine beträchtliche Verbesserung; dennoch stimmte mich meine neue Umgebung nicht sonderlich zufrieden.

Nichts in diesem Zimmer strahlte Behaglichkeit aus. Valesks unbewegliche Miene und Marggs missbilligender Gesichtsausdruck kamen mir in den Sinn, und ich sehnte mich nach einem Kissen oder einer Decke. Ich fühlte mich wie ein verlassenes Kind, das sich an etwas klammern wollte, etwas Weiches, das mich nicht verletzen würde.

Nachdem ich meine Uniform in den Schrank gehängt hatte, trat ich ans Fenster. Das Fensterbrett war breit genug, um darauf sitzen zu können. Die Läden waren geschlossen, aber die Riegel saßen auf der Innenseite. Mit zitternden Händen löste ich sie, stieß das Fenster weit auf und blinzelte in die plötzliche Helligkeit. Ich legte die Hand an die Stirn, kniff die Augen zusammen und betrachtete ungläubig das Bild vor meinem Fenster. Ich befand mich im Erdgeschoss des Schlosses, nur einen Meter fünfzig über dem Erdboden.

Zwischen meinem Zimmer und den Ställen befanden sich die Hundezwinger und der Trainingsparcours für die Pferde. Den Stalljungen und Hundetrainern wäre es egal, wenn ich fliehen würde. Ich hätte problemlos hinunterspringen und weglaufen können. Ein verlockender Gedanke – abgesehen von der Tatsache, dass ich dank des Gifts von Valek in zwei Tagen tot wäre. Vielleicht ein anderes Mal, wenn zwei Tage in Freiheit den Preis wert wären.

Darauf konnte ich nur hoffen.

3. KAPITEL

Reyads Peitsche schnitt mir in die Haut und hinterließ einen brennenden Schmerz in meinem Fleisch. „Beweg dich“, befahl er. Ich versuchte, den Schlägen auszuweichen, aber das Seil um meine Handgelenke, mit dem ich an einen Pfosten in der Mitte des Raumes gefesselt war, hinderte mich daran.

„Beweg dich. Mach schneller!“, schrie Reyad.

Wieder und wieder traf mich die Peitsche. Mein dünnes Hemd bot keinen Schutz vor dem harten Leder. Plötzlich meldete sich in meinem Kopf eine leise, tröstliche Stimme. „Geh fort“, flüsterte sie. „Lass deinen Geist zu einem fernen Ort reisen, wo es nichts Böses gibt. Trenne deine Seele von deinem Körper.“

Die angenehme Stimme gehörte weder Reyad noch Brazzell. Vielleicht einem Erlöser? Es war ein einfacher Weg, den Qualen zu entkommen, und ausgesprochen verlockend – aber ich wartete lieber auf eine andere Gelegenheit. Deshalb ignorierte ich die Aufforderung und konzentrierte mich darauf, der Peitsche auszuweichen. Als die Erschöpfung übermächtig wurde, begann mein Körper, wie Espenlaub zu zittern. Wie ein Kolibri, der die Orientierung verloren hatte, irrte ich durch den Raum, um den Peitschenhieben zu entkommen.

Schweißgebadet fuhr ich in der Dunkelheit auf. Die verknautschte Unterwäsche klebte an meinem Körper. Aus dem Peitschenknallen in meinem Traum war lautes Klopfen geworden. Ehe ich zu Bett gegangen war, hatte ich einen Stuhl unter die Türklinke geklemmt, damit niemand hereinkommen konnte. Jetzt erbebt der Stuhl bei jedem Schlag.

„Ich komme“, rief ich. Sofort hörte das Hämmern auf. Vor der Tür stand Margg mit einer Laterne in der Hand und musterte mich griesgrämig. Schnell schlüpfte ich in meine Uniform und folgte ihr auf den Korridor. „Hast du nicht Sonnenaufgang gesagt?“

Ihr missbilligender Blick ließ mich verstummen. „Es ist Sonnenaufgang.“

Im Morgengrauen folgte ich Margg durch das Labyrinth der verborgenen Gänge. Mein Zimmer ging nach Westen, so dass ich die aufgehende Sonne nicht mitbekam. Margg löschte die Laterne aus, als mir der Duft von frischem Kuchen in die Nase stieg.

Ich atmete tief ein und fragte: „Frühstück?“ Verärgert stellte ich fest, dass meine Stimme hoffnungsvoll, fast flehentlich klang.

„Nein. Dein Essen bekommst du von Valek.“

Die Vorstellung von einem vergifteten Frühstück ließ mich meinen Hunger auf der Stelle vergessen. Unwillkürlich krampfte sich mein Magen zusammen, als ich mich an Valeks Butterfly Dust erinnerte. Noch ehe wir sein Arbeitszimmer erreichten, hatte ich das Gefühl, dass mich das Gift jeden Moment dahinraffen würde, falls ich nicht umgehend das Gegenmittel bekäme.

Valek stellte gerade dampfende Schüsseln und Teller auf seinen Schreibtisch. Dafür hatte er eigens einen Teil der Tischplatte freigeräumt und die Papiere achtlos zusammengelegt. Er deutete auf einen Stuhl. Während ich mich hinsetzte, suchte ich auf dem Schreibtisch vergeblich das Fläschchen mit dem Gegengift.

„Hoffentlich hast du ...“ Valek musterte mich eindringlich. Ich bemühte mich, seinem Blick standzuhalten.